

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 22 (1914)
Heft: 9

Artikel: Benjamin Franklin : (Schluss)
Autor: A.H.C.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Benjamin Franklin.

Von A. G. C.

(Schluß.)

III. Der nordamerikanische Freiheitskampf 1762—1790.

Die Frage über das staatliche und rechtliche Verhältnis der nordamerikanischen Kolonien zu dem Mutterlande England war schon oft angeregt und besprochen, doch niemals zu Gunsten der ersteren entschieden worden. Franklin selbst mußte bei der vorbesprochenen Gelegenheit, als er als Abgesandter der Provinz zu London mit Lord Grenville in der Steuerfrage verkehrte, unverblümt aus dessen Munde vernehmen, daß die Befehle des Königs von England an seine Gouverneure den „Koloniegesetzen“ gleichzuachten seien, so daß sie irgend der Zustimmung der Provinzialvertreter in keiner Weise bedurften. Franklin trat dieser Anschauung sofort auf das Entschiedenste und Schärfste entgegen, und rascher, als beide sich dessen verjahren, sollte der Meinungskampf zur praktischen Austragung und Lösung gelangen. Schon zwei Jahre nach Franklins Rückkehr von London begannen daselbst anlässlich der von der Regierung den Ansiedlern auferlegten Steuern und Zölle und des von den Kolonisten geübten passiven Widerstandes jene heißen Parlamenddebatten im englischen Parlamente, welche Volk und Hof unausgesetzt in Atem hielten und bis 1775, also durch 11 Jahre währten. Sofort wurde Franklin wieder nach London gesandt, um dort als Geschäftsträger von fünf Provinzen das Interesse der Amerikaner zu vertreten. Er verfolgte dieses mit seltenem Geschick und unerschrockenem Mute, gewann dafür die ersten englischen Staatsmänner und verteidigte es mannhaft und eindringlich vor den dichtgefüllten Schranken des Unterhauses. Vergebens warf die Regierung ihre Rebe aus, um Franklin den Seinigen abwendig zu machen und auf ihre Seite zu ziehen. Sie verrecknete sich durchaus in dem Charakter des Mannes, der für Lockrufe ganz unzugänglich war. Nicht minder standhaft verhielt er sich gegen deren Verfolgungen und Nachstellungen, die so groß wurden, daß er es für geraten halten mußte, zur Sicherheit seiner gefährdeten Person die britische Insel zu verlassen und die Rückreise über den Ozean anzutreten.

Als Franklin landete, war in der Heimat bereits das erste Bürgerblut geflossen; von da an konnte nur das Waffenglück den Streit entscheiden. Mit dem 4. Juli 1776, jenem denkwürdigen Tage, an welchem auf dem Kongresse von Philadelphia die Unabhängigkeit erfolgte, war das Band zwischen Kolonien und Mutterland für immerdar durchschnitten. Dieser Unabhängigkeitserklärung war als Einleitung eine „Erklärung der Menschenrechte“ beigegeben, an deren Abfassung sich Franklin in hervorragender Weise beteiligte; und diese, das bis dahin anerkannte Staats- und Völkerrecht bekämpfend, schuf eine neue Grundlage für die Rechte der Staaten und Völker.

Mit der größten Teilnahme folgte die alte Welt einem Kampfe, in welchem Menschenrechte gegen Ungerechtigkeit, Gewalt und Uebermacht in die Arena getreten waren. Nirgends aber zeigte sich diese Teilnahme glühender als in Frankreich, wo bereits unter trügerischer glatter Oberfläche die kommende Revolution gährte und die Vorgänge in der neuen Welt nur dazu dienten, um die traurigen und trostlosen politischen Zustände des Landes mit grellen Streiflichtern zu erhellen. Während eine Schar begeisterter Jünglinge — an ihrer Spitze der 18jährige Marquis von Lafayette — über das Weltmeer eilt, um für Freiheit, gegen Unterdrückung zu kämpfen, und der französischen Hof, teils politischen Interessen folgend, teils dem Drucke der öffentlichen Meinung nachgebend, die Hauptstütze der Erhebung wird, fällt Franklin die Rolle zu, das Wohlwollen in Paris zu festigen und möglichst frucht-

bringend zu machen. Wie früher in London, so weist er jetzt durch neun Jahre in der Metropole Frankreichs, Triumph auf Triumph feierend. Ein Sturm von Beifall und Bewunderung umrauscht ihn, als er am 21. Dezember 1776 als Vertreter des Nationalkongresses in Paris erscheint. Der schlichte und verständige Mann im einfachen Ländlerkleide, ohne Orden und Sterne, im weißen, natürlichen Haar, ohne Puder und Perücke, mit dem milden und freundlichen Ausdrucke und dem bescheidenen Wesen, erschien den Franzosen als das Urbild jener Welt der Natur und Unschuld, die Rousseau so entzückend in seinen Werken dargestellt, als ein echter Repräsentant der idealen Demokratie, der Freiheit und Gleichheit. Durch seine Einsicht und Besonnenheit bringt er es bald dahin, daß Frankreich, welches bis dahin den Aufständischen nur versteckte Hilfe geleistet hatte, mit ihnen offen unterhandelte und ein förmliches Schutz- und Trutzbündnis schloß.

Es war eine merkwürdige Audienz, als der Republikaner Franklin am 20. März 1778 im einfachen Galeroche aus braunem Manchesteramt, einen runden, weißen Hut unter dem Arme, der Mann ohne Ahnen, ohne jede äußere Zier der Vornehmheit, vor dem absolutesten aller Herrscher stand und von ihm die Versicherung der Freundschaft für den Kongreß entgegennahm. Damals standen zwei Prinzipien und zwei Welten einander gegenüber, die eine eilte dem Niedergange, die andere dem Aufgange entgegen.

Von da an steht Franklin als treuer Wächter auf der Warte. Er ist so hoch angesehen und so hoch geehrt, daß der österreichische Kaiser Joseph, als er Paris besuchte, es nicht unterläßt, persönlich mit ihm zu verkehren. Beide unterhielten sich über eine Stunde, und Kaiser Joseph kann nicht umhin, ihm beim Abschiede folgende denkwürdige Worte zu sagen: „Sind wir auch verschieden in Beruf und Stand und in Hinsicht der Länder, denen wir angehören, so scheiden wir gleichwohl als Brüder“, und umarmte ihn hierbei auf das herzlichste. „Gewiß sind wir Brüder“, antwortete ihm Franklin, und auf die Brüder Joseph und Benjamin hindeutend, fügte er hinzu: „Wir sind es schon vom Alten Testament her.“ Unter solchen Ergebnissen naht der Zeitpunkt heran, wo nach manchen Wechselfällen endlich Friedensunterhandlungen möglich werden. Er leitet sie als einziger bevollmächtigter Minister des Kongresses umsichtig und patriotisch, bis sie in Versailles zum Abschlusse gelangt waren und die schwer errungene Unabhängigkeit seinem Vaterlande sicherten.

Nunmehr betritt er, 80 Jahre alt, wieder den vaterländischen Boden. Glockengeläute, Kanonendonner und die Jubelrufe des befreiten Volkes empfangen ihn, allenthalben begrüßen in der erfrischenden Luft der jungen Freiheit der eigenen Schöpfungen, blühend und Wohltaten spendend — den Greis. Doch hatte derselbe mit seinen Taten noch nicht abgeschlossen, und noch immer nicht war es ihm beschieden, das Gefühl einer wohlverdienten und langersehnten Ruhe und Erholung kennen zu lernen. Das erst neu gegründete Staatswesen forderte eine kundi-ge Hand. Dreimal mußte er seinem Staate Pennsylvanien als Gouverneur vorstehen und auf die Reform der neuen Bundesverfassung tatkräftigst einwirken. Als im Jahre 1787 der Kongreß zur endgültigen Feststellung derselben unter Washingtons Vorsitz zusammentrat, da legte er, obwohl mit ihr nicht in allen Punkten einverstanden, sein moralisches Ansehen in die Waagschale, um die Abgeordneten zu bewegen, daß sie durch ein einstimmiges Schlußvotum die Verfassung allen einzelnen Staaten zur einmütigen Annahme empfehlen, damit sie sich als Symbol einer Einigkeit, welche sämtliche zur Union verbundenen 13 Gemeinwesen umschloß, nach außen hin mächtig und imponierend kundgab.

Jetzt erst kann Franklin, mit gerechtem Stolz auf die durchmessene, weite Bahn zurückblickend, sich selbst angehören. Weitere Beschäftigung mit Dichtkunst und vaterländischen Angelegenheiten, steter Verkehr mit lieben Freunden, trauliches Zusammenleben mit seiner einzigen, ihn zärtlich liebenden Tochter und ihren zehn Kindern verschönern ihm seine letzten Lebenstage, und er freut sich dieses Genusses mit mit der ihm eigenen Gemütswärme. Doch ist ihm keine lange Frist zu diesem Stilleben gegönnt. Ein schweres Uebel streckt ihn aufs Krankenlager. Mit Gelassenheit erträgt er die Schmerzen, jedes Klagestöhnen, das sie ihm entreißen, tadelt er selbst als unmännlich und äußert seine Dankbarkeit für den vielen Segen, den er vom höchsten Wesen erhalten. Er betrachtet seine Leiden nur als zu dem Zwecke über ihn verhängt, um sich leichter einer Welt zu entwöhnen, in der er keine Rolle mehr zu spielen hat; er ist bemüht, die gewohnte Heiterkeit festzuhalten, und ergeben und sanft scheidet er am 17. April 1790.

Nicht nur in Nordamerika, wo der Kongreß zu Ehren seines großen Mitbürgers eine Nationaltrauer für einen Monat anordnete, empfand man den herben Verlust. Allenthalben wurde die Kunde von seinem Tode mit Bedauern vernommen, und Mirabeau, der Meister der Rede, widmete ihm in der französischen Nationalversammlung folgenden kurzen, aber vielagenden Nachruf: „Franklin ist tot. Der Geist, der Amerika die Freiheit gab und Lichtströme über Europa ausgoß, ist in den Schoß der Gottheit zurückgekehrt. Der Weise, der zwei Welten angehörte, der Mann, den die Geschichte der Wissenschaften und die Geschichte der Reiche einander streitig machen, behauptet eine hohe Stelle in der Menschenwelt. Völker sollen nur um ihre Wohlthäter trauern, die Vertreter freier Männer nie andere als Herren der Menschheit zur Huldigung anempfehlen. Ich schlage vor, daß die Nationalversammlung drei Tage lang um Benjamin Franklin trauere.“

Dieser Vorschlag wurde unter allgemeinen Zurufen der Beistimmung angenommen und überdies die Festschreibung eines Beileidschreibens namens der französischen Nation an den nordamerikanischen Kongreß beschlossen.

Wenden wir uns jetzt von dem Staatsmanne Franklin zu dem Menschen Franklin, so verdient vor allem die beharrliche Energie, mit welcher der einstige Buchdruckerlehrling aus beschränkter Lage zu so einzig dastehenden Erfolgen sich emporarbeitete, unsere besondere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Von der Natur mit guten, aber keineswegs genialen Anlagen ausgestattet, von den Eltern sittlich, aber ohne jede höhere Bildung erzogen, dankte er sein stufenweises Emporkommen nur seinem Eifer für geistige und moralische Auszubildung und dem edlen Drange, das Beste seiner Mitmenschen nach Kräften zu fördern. Weise und redlich alle ihm zu Gebote stehenden Mittel benützend, durch Selbstbeherrschung und Bedürfnislosigkeit alle Hemmnisse hinwegräumend, die sich seinem ernststen Streben in den Weg stellten, erklimmte er allmählich die Stufenleiter politischer Ehren und Auszeichnungen und erreichte schließlich den Gipfel weltgeschichtlicher Bedeutung. Sittlich reine Gesinnung, vereint mit Nächstenliebe, bilden den Grundzug des Franklin'schen Wesens. All sein Tun und Denken trägt das Gepräge echter Menschenliebe. Vom Vater streng religiös im Calvinismus auferzogen, streift er gar bald alle dogmatischen Fesseln ab, weil sie kein Gefühl für Aufklärung und Tugend beleidigen. Er ist vollendeter Geist, dem die Vorlesung etwas bedeutet. Allein er kennt nur einen wahren Gottesdienst: die Wohlthaten des Himmels durch Wohlthaten gegen die übrigen Kinder der Schöpfung zu erwirken — und nur ein bindendes Kirchengesetz: ein rechtschaffen, vorwurfsfreies Leben. Sokrates und Jesus

bestimmen seine Handlungen; dem einen strebt er nach in der Pflichterfüllung gegen die Mitbürger, dem anderen in der Liebe zur Menschheit und Sittenreinheit.

Der Mann, der in seinem Charakter zu den erhabensten Idealen sich emporgeschwungen, konnte gegenüber dem in einem Teile der Vereinigten Staaten Nordamerikas blühenden Einrichtung der Sklaverei nicht kalt bleiben. Er gründete einen eigenen Verein zur Abschaffung dieses argen Schandflecks der Menschheit, er bekämpfte denselben mit ernstesten und satirischen Schriften, er erklärte jenen Punkt der Verfassung, der, um die Südstaaten bei der Union zu erhalten, die Aufhebung dieser schmachvollen Einrichtung uns ihrer künftigen Einsicht anheimstellte, als eine brennende Wunde.

Nach einem solchen Leben voll Selbstveredlung und Gemeinnützigkeit begreift man es, daß Franklin den Ausspruch tat, wenn es in seiner Wahl läge, nichts dagegen zu haben, dieses ganze Leben noch einmal durchzumachen; nur würde er, fügte er bescheiden und weise hinzu, wie ein Schriftsteller bei der zweiten Auflage bitten, einige Druckfehler verbessern zu dürfen. Und es erfüllt uns mit Teilnahme, wenn wir ihn angesichts seines Todes rühmend hören, daß er kein menschliches Wesen kenne, daß mit Recht sagen dürfe: Franklin hat mir Unrecht getan!

Franklin war kein moderner Prometheus, obgleich ihn der französische Akademiker d'Alembert bei seiner Ankunft in Paris mit den Worten des Dichters begrüßte: „Er entriß dem Himmel den Blitz und den Tyrannen das Zepter“ — ein Zurs, den wir als geistreich, aber nicht als zutreffend bezeichnen können.

Er wußte Geist und Gemüt harmonisch zu entfalten, und in dieser Harmonie erblicken wir eine Haupttugend, wie die Erklärung für seine rätselhaft reiche Wirksamkeit. Er bleibt für alle Zeiten ein nachahmenswertes Muster der Bürgertreue und der Menschenwürde, und mit Recht durfte er in der von ihm selbst verfaßten Grabchrift sagen: „Hier liegt der Leib von Benjamin Franklin, einem Buchdrucker, der Zerstörung geweiht. Doch wird das Werk selbst nicht verloren sein.“

Es ist nicht verloren!

Unter starker Teilnahme der Bürger wurde ihm zu Boston ein Standbild errichtet, dem einstigen, armen Handwerksknaben ein ehrendes Denkmal. Das schönste, unvergängliche Denkmal aber errichtete er sich im Herzen seines engeren Vaterlandes und im Herzen aller freisinnig und menschlich für Recht und Freiheit Fühlenden auf dem weiten Erdenrundel!

Freidenkerschlagworte?

Von Dr. A. Tavi let. *)

„Minima non curat praetor“ heißt ein alter römischer Rechtsgrundsatz. Es könnte demnach vielleicht als überflüssig erscheinen, über eine Broschüre sich auszulassen, die im Stil eines alltäglichen, politisch-polemischen Pamphlets gehalten, von vornherein auf keine wissenschaftliche Bedeutung, keinen literarischen Wert und keine Originalität Anspruch erheben kann. Und trotzdem glaube ich, daß ein kurz orientierender Blick auf diese Broschüre nicht ganz ohne Interesse ist; illustriert sie doch in besonders deutlicher Weise, auf welche Art und mit welchen Mitteln der intransigente Katholizismus als politische Erscheinung in den breiten Volksmassen für sich Stimmung und

*) Aus der Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort“. Vergleiche dazu die Broschüre: „Freidenkerschlagworte. Kritisch geprüft von Dr. Fr. Meffert, (Kathol.) Volksvereinsverlag, München-Gladbach.“ — Auch aus Anlaß des bevorstehenden Kongresses in Breslau, wo sich das Freidenkertum ja abermals auf sein Wesen besinnen will, halte ich den vorstehenden Aufsatz für besonders aktuell und beachtenswert. Dr. B. Wille.